Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 12

Artikel: Die Glocken
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667505

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Glocken.

Von Meinrad Lienert.

Sie saßen beim Morgenessen, die Großmutter und der Meiredli. Eben ging über dem Vogelherd die Sonne auf und wob um der Ahne grauen Scheitel einen Heiligenschein.

„Großmutter!"

„Ja?"

„Warum läutet es heut nicht?"

Sonst läutete es um die Frühstückszeit eine ganze Viertelstunde lang.

„Es ist ja heute Karfreitag, Meiredli; da sind die Glockengeister über alle Berge nach Rom geflogen!"

Er machte große Augen. „So hängen also keine Glocken mehr in den Klostertürmen?"

„Doch, doch, die Glocken hängen wohl noch dort, aber das sind nur die Glockenleiber; ihre Seelen sind nach Rom zum Heiligen Vater verreist, und darum tönen sie nicht mehr!"

„He, was tun sie denn beim Heiligen Vater?"

„Sie halten eben dort große Glockenkonferenz ab, und dann morgen abend, vor der Auferstehung, fliegen sie wieder heim!"

Eine schwierige Geschichte.

Er sah der Großmutter forschend in die blauen Augen; aber sie verzog sich mit ihrer leeren Tasse in die Küche. Dann schaute er ans Kloster hinauf. Die Sonne vergoldete eben dessen Morgenseite. Gleichwohl erschien es ihm jetzt grau und tot, und seine Doppeltürme erschienen ihm wie ausgebrannt; denn die Glocken hatten die Stimmen verloren. Und das in der Waldstatt Einsiedeln, in der es sonst morgens von ein Viertel vor vier Uhr an den ganzen Tag über läutete!

Karfreitag also keine Schule. Das klang nun doch wie ein lustiges Glöcklein in den stillen Morgen hinein.

Flink machte sich jetzt Meiredli hinter der Großmutter Kommode und stibitzte aus ihrem dicken Muff den Wachsrodel, der darin einträchtiglich mit einer rosenkranzumwundenen Schnupftabakdose zusammenwohnte. Und dann auf und in die Kirche!

Als er vor das Haus kam, hörte er vom Kloster her ein seltsames widerliches Knattern und Schnattern hallen statt dem gewohnten Glockengeläute. Wahrhaftig, die Großmutter mußte recht haben, die Glocken hatten ihre Stimmen verloren!

Vor der Kirche traf er eine Schar Mägdlein, die sich stritten. Wollte ein jedes den über Karfreitag vor dem Heiliggeistaltar ausgesetzten oder vielmehr ausgelegten Heiland am meisten geküßt haben. „Ich habe ihn mehr als zwanzigmal geküßt!" lärmte ein sommersprossiges Rotköpfchen. „O, und ich mehr als fünfzigmal!" überschrie es des Kaminfegers Töchterlein, dem seines Vaters Beruf wie mit Tinte im Gesicht geschrieben stand. „Und ich mehr als sechzigmal!" „Und ich mehr als hundertmal!" überschrien sich die Mägdlein. Und da keines mit seinen Küssen in der Minderzahl bleiben wollte, so liefen sie alle wieder in die Kirche zurück, um am Heiland ihre Wettküsserei fortzusetzen. Der Meiredli trabte ihnen nach.

Vor einem Seitenaltar lag ein großes Kruzifix. Aber nur mit Mühe und Not kam auch er dazu, den Heiland zu küssen; denn die Küsse sammelnden Mägdlein wollten den Gekreuzigten nicht mehr losgeben. Ein paar alte Kirchentrampen jagten sie endlich weg. Nach diesen alten Weibern küßte auch der Meiredli andächtig die fünf Wunden, zündete dann an einer Opferkerze nebenan seinen Wachsrodel an und verfügte sich in die Beichtkirche. Im Beichthause, einem Nebengebäude der Klosterkirche, befand sich das Heilige Grab.

Um Weihnachten ließ sich aus einem Türmchen mit rotgläsernen Scheiben das Christkindlein an einem Seidenfaden auf die Erde hinunter. In der Karwoche aber wartete der Heiland im Heiligen Grab des Beichthauses auf die Auferstehung. Das Heilige Grab befand sich zuhinterst im Chor der gewölbten, säulengetragenen Beichtkirche und war von vielen, vielen Ampeln, die in allen Farben funkelten, geheimnisvoll beleuchtet.

Dort knieten die frommen Beter und Beterinnen. Und ihre Knaben und Mägdlein hielten mit brennenden Wachskerzchen Umgänge unter ihnen, Gebete murmelnd, in allem so gut als möglich die Alten nachahmend und von einem der jetzt verlassenen Beichtstühle zum andern ziehend. Aber gar oft fielen die Kinder aus der Rolle, und es begann da und dort eine zischelnde und kichernde heimliche Lustbarkeit, der nur allseitige entrüstete „Pst! Pst!" für ein Weilchen Einhalt zu tun vermochten.

Also gedachte nun auch der Meiredli sich in einem leeren Beichtstuhl für eine Weile häuslich

niederzulassen. Doch fuchtelte er hierbei mit seinem Wachsrodel so unvorsichtig herum, daß einer alten Betschwester die heißen Wachstropfen auf die gefalteten Hände und ins offene Gebetbuch fielen.

Da fuhr sie aber auf. „So, so, du Spitzbub!" zischte sie ihn giftig an. „Wart, wart, das geh ich dem Pfarrer sagen!" Und da sie sich wirklich erhob, machte sich Meiredli flink nach der nächsten Türe, in der Hast des Abzuges mit seinem Wachslicht dem andächtigen Volke rechts und links die Kleider vertropfend.

Ein rasches Klinken, und er stand im klösterlichen Pfarrgarten. Aufatmend blieb er stehen; da war Luft und Licht. Die Sonne freilich vermochte er über die hohen Mauern hinaus nicht zu erspähen; aber in den kahlen Bäumen spielte ein leiser wohltuender Märzwind.

Jetzt klinkte es aber bei der Beichthaustüre wieder, und richtig erschien die Haube der alten Kirchentramp im Garten. Da stand er schon gegenüber hinterm Torbogen und guckte verstohlen nach ihr. Sie kam ihm brummend nachgewatschelt. Er wollte heimwärts eilen; aber das große Pfarrgartentor war geschlossen.

Es blieb ihm kein anderer Ausweg als der düstere Kreuzgang, in den man die bresthaften Statuen der Heiligen, der Engel und Englein zu stellen pflegte. Mit bedenklichen Augen sah er in den unheimlichen, ein Stück weit von einem schwachen Zwielicht durchgeisterten Gang. Schlurfende Schritte gingen hinter ihm im Garten. So schlich er sich denn voll Bangnis in das Ungewisse des gespenstigen Kreuzganges hinein, sorglich die goldene Mitte haltend, um ja nicht an die gespenstigen Gebilde an den Wänden anzustoßen. Hier hob ein Bischof den verstümmelten Hirtenstab gegen ihn auf, dort zückte ein Erzengel ohne Kopf das Schwert über ihn; jetzt sah er mit Entsetzen eine Schlange am Boden sich winden, und um den Heiligenschein eines bärtigen Apostels war ein unruhiges Leuchten, und tapp, tapp, tropfte es ihm auf den Kopf. Sicher und heilig ging es hier um. Zurück, zurück! Aber jetzt hörte er ein giftiges Hüsteln hinter sich. Ein rascher Blick nach rückwärts: er erblickte ein Lichtlein, das langsam, aber sicher auf ihn losstrebte — die Kirchentramp! Da faßte er sich ein Herz: ein Sprung, und er war über die Schlange hinweg, am spukenden Apostel vorbei; eine kurze Jagd auf Leben und Tod, und er stand im hochgewölbten Aufgang des Pfarrhofes. Aufatmend wollte er sich aus dem dämmernden Wirrsal von Klostergängen ins Freie retten; aber auch hier war die Pforte verschlossen. Gefangen, völlig gefangen! Endlich guckte er in den spukhaften Kreuzgang zurück. Das Lichtlein war nun ganz nahe, und eine Stimme rief: „Wart nur, Bub, wart nur, ich komme dir!"

Aber der Bub wartete keineswegs. Er flog geradezu die Treppe hinauf. Er gedachte über die Galerie der Kirche den andern Klosterflügel zu gewinnen, vor dessen Tor die klugen wie die törichten Jungfrauen Halt machen mußten; denn dort war Klausur. Aber dieser listige Ausweg sollte ihm nicht gelingen. Wie er durch den Glockenturm auf die Kirchengalerie flüchten wollte, sah er von dort einen Klosterherrn kommen. Er mußte im Augenblick in den Turm laufen. Jetzt wäre das Füchslein schier in die Falle geraten; denn hinter ihm gingen die schlurfenden Winterschuhe der Kirchentramp.

Da fiel ihm das offene Türlein ins Auge, das in die obern Turmwerke führte. Es war sonst immer zu. Ein Sprung, und das Türlein schloß sich leise hinter ihm.

Es war gewiß höchste Zeit gewesen; des Geistlichen Schritte gingen durch den Turm.

So schnell als tunlich kletterte er über die Leitern durch den dunkeln Turm hinauf. Aufgeschreckte Fledermäuse flatterten um seinen Kopf, und kalt wehte es ihn an.

Jetzt fiel ein schwacher Lichtschein durch gewaltige Fälladen; aufatmend stand er bei den Glocken. Hier war er sicher; da hinauf kletterte die Kirchentramp niemals, falls sie sich nicht in eine Kreuzspinne verwandeln konnte.

Er setzte sich auf die Fensterbrüstung und lauschte. Blieb alles still. Dann blickte er durch die Fälladen auf den Klosterplatz hinab. Tief unten plätscherte der vierzehnröhrige Liebfrauenbrunnen, und schwarzgekleidete Leute gingen von und zur Kirche. Ein Mann blickte gar an den Turm hinauf, so daß der Meiredli erschrocken zurückfuhr.

Eine geraume Weile blieb er so im Halbdunkel auf der Fensterbrüstung sitzen und schaute den verirrten Sonnenstreifen zu, die an der Turmwand den Fälladen gegenüber spielten. Jetzt griff ein Sonnenstreifchen mit goldenem Finger nach einer Glocke, und auf einmal fiel ihm das Geschichtlein von den Glockengeistern, die in die Heilige Stadt verreist sein sollten, wieder ein. Ein Schauer ging ihm über den Rücken. Mit neugierigen, mit forschenden Au-

gen bestaunte er die Glocken. Heute war es ja eben Karfreitag, der Tag, an dem sie keine Stimme hatten, der Tag, an dem das Tal umsonst auf ihren tröstlichen Klang wartete. Welch ein Wunder! Immer unheimlicher, immer gespenstiger kamen ihm die Glocken vor. Still, leblos hingen sie vor ihm da. Ihm war es, als hielte er bei ihnen Totenwacht. Die Seelen waren fern; nur die Glockenleiber waren es, die er im Halbdunkel vor sich sah...

Von Gespensterfurcht übernommen wollte er sich davonschleichen.

Da fiel ein glänzender Tropfen vom Gebälke auf die Glocke neben ihm, und siehe da: ein feines, schier unhörbares Klingen war im Turm.

Jetzt machte er große Augen. Sollte der Großmutter Geschichtlein nicht wahr sein? Der Zweifel war da. Es fiel ihm nun ein, daß sie ihm schon oft ausweichenden Bescheid gab, wenn er sie ernstlich nach der Wahrhaftigkeit ihrer Geschichten fragte.

Nun machte er sich näher an die ihm zunächst hängende Glocke heran; die Gespensterfurcht begann sich zu verlieren. Immerhin erst nach langem Zögern wagte er, mit einem Finger ein wenig auf den Rand der Glocke zu tippen. Und wieder kam ein feines Singen und Klingen, wie ein Elfenstimmchen, daraus hervor.

Jetzt wuchs ihm der Mut. Er grübelte das Sackmesser, einen sogenannten Rollenhegel, aus dem Hosensack und klopfte keck an die Glocke. Ein lauter, ein schriller Ton sprang heraus.

Grad wie ein Tatzenstock, mit blutrotem Kopfe stand der Meiredli da. Nun konnte das Geschichtlein der Großmutter gewiß nicht wahr sein: die Glocken, wenigstens die ihm zunächst hängende, hatten die Stimmen nicht verloren. Jetzt schlug er an eine andere; auch sie gab einen lauten, langsam verzitternden Ton von sich. Doch er wollte volle Gewißheit haben. Mit schier gierigen Fingern, alles vergessend, packte er einen Glockenstrang, und nun hallte ein Weilchen ein regelrechtes feierlich Läuten durch den Turm.

Ein Aufschrei stach in das Klingen.

Erschrocken, entsetzt ließ der Bub das Seil fahren.

Jetzt kam ein lautes Schimpfen vom Klosterplatz herauf. Mit ängstlichen Augen guckte er durch die Fälladen. Vor der Kirche drunten stand, heftig die Arme verwerfend und in den Turm hinaufzeigend, ein Sigrist. Und bei ihm befanden sich zwei alte Betmummeln, die sich bekreuzten und die Hände zusammenschlugen. „Jesus, Maria und Sankt Joseph", rief die eine, „habt ihr's gehört, es hat geläutet, so wahr mir Gott helfe, am Karfreitag hat's geläutet, Jesus, Gott und Vater!" „Es muß geistern im Turm", machte der hocherregte Sigrist; „denn wie könnte es sonst läuten? Ich hab ja die Schlüssel zur Glockenstube bei mir!" Er fuchtelte mit den Armen herum, als wollte er von außen am Turm hinaufklettern. „Du heiliges Verdienen", wehklagte die andere Betschwester, „jetzt fangen die Glocken am Karfreitag von selber zu läuten an!" „Ich will doch mal nachsehen droben", sagte nun der Sigrist, den allmählich eine Schar Leute zu umringen begann; „aber mit rechten Dingen kann's nicht zugehen!"

Wie gebannt vor Schrecken starrte der Meiredli durch die Fälladen. Was hatte er angerichtet! Wie er aber den Sigristen gegen die Kirche gehen sah, schoß er auf, und da er den Turm und seine Zugänge wohl kannte, erwischte er bald den Ausschlupf auf die Dachbodenallmend der Kirche. Im Fluge jagte er über diese ungeheure Winde und hinunter in die Klostergänge, dann in den Herrengarten, und endlich nach all den Kreuz- und Querfahrten schlich er sich über den Kirchenplatz.

Wie erschrak er aber, als er eben den Sigrist aus der Kirche treten und mit verstörtem Antlitz den durchgruselten Leuten verkünden sah, daß die Glocken wirklich durch Geisterhände geläutet worden seien, da er keine sterbliche Seele im Turme vorgefunden habe.

Der Meiredli verzog sich nach Hause.

Die Großmutter saß am Fenster und nähte ein paar Lappen auf seine zweite Hose, die so schon aussah wie die Landkarte der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

„Büblein", sagte sie, „hast du's auch vernommen, daß die Glocken heut am stillen Freitag von selber zu läuten angefangen haben? Jesus, Jesus!"

„Ja", machte er kurz gebunden.

„Da sind allweg die Glocken zu früh von Rom heimgekehrt", fuhr die Großmutter ernsthaft fort. „Ja, ja, ich weiß auch eine Geschichte, wo so etwas vorgekommen ist! Komm, Meiredli, setz dich her zu mir; ich will sie dir erzählen. Also hör! Es war einmal ein großer, großer Glockenturm, und da hingen drin zwölf große Glocken und..."

„Ach was", sagte der Meiredli, „ich will es gar nicht wissen; es ist ja doch keine wahre Geschichte!" Sprach's, ging flink über die Brotlade und machte sich mit einem gewaltigen Stück Brot in der Hand, ohne die Großmutter noch eines Blickes zu würdigen, auf die Gasse.

Die Großmutter aber saß, die Hose auf den Boden gleiten lassend, starr und stumm da und staunte mit großen, schier erschrockenen Augen nach der offenen Türe, durch die der Meiredli verschwunden war.

Wie Goethe starb.

Von Carl Seelig.

In jungen Jahren empfand Goethe eine tiefe Abneigung gegen den Anblick von Leichen und Särgen; Berichte von Todesfällen oder künstlerische Darstellungen von Sterbeszenen und Gerippen konnten ihn vertreiben, und beim Hinschied ihm nahestehender Menschen zeigte er sich oft so grausam, wie man es von einem Dichter nicht erwartet hätte: so heftig war sein Widerwillen gegen den Tod.

Mit zunehmendem Alter sah er ihm gelassener ins Auge, und 1824 meinte er zu seinem Privatsekretär Eckermann: „Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denkt. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet." Noch entschiedener drückte er sich zwei Jahre vor seinem Hinschied in einer Mitternachtsstunde gegenüber dem Kanzler Müller aus: „Glaubt ihr, ein Sarg könne mir imponieren? Kein tüchtiger Mensch läßt seiner Brust den Glauben an Unsterblichkeit rauben!"

Körperlich hielt sich der Dichter bis ins hohe Alter jung. „Gesicht, Geruch, Geschmack und Gefühl," berichtet sein Hausarzt Vogel, „blieben bis zum Tod sehr fein und scharf; das Gehör sagte dagegen immer mehr ab, und besonders bei trübem, naßkalten Wetter mußte man oft sehr laut sprechen, wenn man von Goethe gehörig verstanden sein wollte." Bereits 1823 bewahrte er, im Gegensatz zu früheren Störungen, während einer lebensgefährlichen Erkrankung eine wunderbare Heiterkeit und Ironie. Das Treiben der Ärzte beobachtete er, als wären es Experimente, die sie an einem Fremden machten. „Probiert nur immer," sagte er, „der Tod steht in allen Ecken und breitet seine Arme nach mir aus, aber laßt euch nicht stören; mich soll nur wundern, wie es werden wird."

Auch eine heftige Lungenblutung, die ihn Ende November 1830 überfiel, wurde glücklich überstanden; immerhin unterschrieb er am 6. Januar 1831 ein Testament, das seine drei Enkelkinder als Universalerben einsetzte, und machte sich nach dem frühen Tod seines melancholischen Sohnes August mit fieberhafter Eile an die Vollendung des „Faust", dessen zweiter Teil den dichterischen Nachlaß krönen sollte. Mitte August wurde das handgeschriebene Manuskript eingesiegelt, nachdem die vierzig Bände der Gesamtausgabe bereits früher abgeschlossen worden waren. „Mein ferneres Leben", meinte der Dichter zu Eckermann, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich etwa noch tue."

Am 82. Geburtstag, den 28. August 1831, besuchte er nochmals jenes anmutige Bretterhäuschen auf dem Thüringer Gickelhahn, das er einst als leidenschaftlich Verliebter gekannt hatte. Mit nassen Augen las er zum letzten Mal das Gedicht „Über allen Gipfeln ist Ruh'", das er vor einem halben Jahrhundert in die Wand gekritzelt hatte; dann wandte er sich mit den Worten: „Nun wollen wir gehen!" rüstig dem Abstieg zu.

Die nächste Zeit verbrachte er in unverminderter Frische. Sein Interesse für naturwissenschaftliche, literarische und psychologische Probleme hielt an; Besuche wurden empfangen und mit seinem Enkel Wölfchen hie und da die Dominosteine geschoben. Erst am 16. März 1832 wurde er wiederum ernstlich krank, weil er sich am Tag zuvor bei windiger, kalter Witterung auf einer Spazierfahrt erkältet hatte. Vorübergehend trat freilich eine plötzliche Besserung ein; allein am 20. März verschlimmerte sich sein Zustand bedenklich. „Fürchterliche Angst und Unruhe", erzählt sein Leibarzt Vogel, „trieben den seit langem nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten, hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung